

FRANÇOIS SAINTONGE

**Dolfi**<sup>und</sup> **Marilyn**



FRANÇOIS SAINTONGE

# Dolfi<sup>und</sup> Marilyn

ROMAN | Aus dem Französischen von Olaf Roth

**carl's**books

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »Dolfi et Marilyn«  
bei Éditions Grasset & Fasquelle, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Copyright © Éditions Grasset & Fasquelle, Paris, 2013.  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by carl's books, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: semper smile, München  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-570-58537-5

[www.carlsbooks.de](http://www.carlsbooks.de)

**I**ch heiße Mercier. Tycho Mercier. Mein Nachname ist ziemlich gewöhnlich, der Vorname weniger. Als Kind wurde ich damit immer aufgezogen. In der Schule nannten mich alle Psycho.

Wenn ich protestierte, nannten sie mich Schizo. Ein Lehrer fand es witzig, wiederholt darauf hinzuweisen, dass ich mit solch einem Vornamen wohl hinter dem Mond leben würde und den Kopf in den Wolken hätte. Der Hintersinn dieser Bemerkung entging meinen Klassenkameraden. Die meisten von ihnen hatten noch nie von Tycho Brahe gehört, dem Astronomen mit der goldenen Nase. So ganz abwegig war die Anspielung meines Lehrers übrigens gar nicht: Ich war als Kind tatsächlich immer ein wenig zerstreut und weltfremd.

Mein Vater begeisterte sich für Astronomie. Er hatte nicht wie ich das Glück gehabt, sein Hobby zum Broterwerb machen zu können. Während seines gesamten Berufslebens war er Schleusenwrter gewesen, und direkt bei der Schleuse wuchs ich auch auf. »Sie ist mir treu geblieben«, pflegte er auf seine alten Tage zu scherzen. Ich vernahm in seiner Stimme ein Bedauern, das durch ein kleines Fernrohr gelindert wurde. In klaren Sommernächten richtete er es gen Himmel. Vielleicht hoffte er, indem er mir diesen seltenen Vornamen gab, dass er mich gewissermaßen auf die richtige Umlaufbahn bringen und ich mich zur Astronomie hin orientieren würde. Seine Hoffnungen wurden enttäuscht. Ich war schon von klein auf in Geschichte vernarrt.

Ich folgte meiner Neigung. Nie habe ich versucht, den

Gang der Geschichte zu beeinflussen, weiß Gott nicht! »Geschichte machen«, das überließ ich den Staatsmännern. Oder den Massen, die, so sehen das ja einige Leute, ihr eigentlicher Motor sind. Um ganz ehrlich zu sein, habe ich mir da noch keine Meinung gebildet. Jedenfalls habe ich mich schon als Kind leidenschaftlich der Geschichte hingeeben. Es hätte ja genügt, sie zu studieren. Am liebsten las ich Bücher, die mit Geschichte zu tun hatten. Davon kann man allerdings seinen Lebensunterhalt kaum bestreiten. Um von der Geschichte leben zu können, gibt es leider keine sechsunddreißig verschiedenen Möglichkeiten, sondern nur drei. Die erste besteht darin, sie zu machen (die Politiker, die behaupten, dies zu tun, arrangieren sich in der Regel mit ihr, um komfortabel leben zu können). Die zweite besteht darin, sie aufzuschreiben. Das habe ich versucht ... Und schließlich kann man sie unterrichten. Mein Studium berechtigte mich dazu. Ich hatte die entsprechenden Examensprüfungen gleich beim ersten Mal mit bestem Ergebnis bestanden, das darf ich wohl sagen, ohne damit anzugeben. Nach meiner Doktorarbeit bekleidete ich den Posten eines Dozenten für Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Allerdings war ich als Lehrer alles andere als ein Naturtalent. Wenn ich mit meinen Studenten einigermaßen zurechtkam, so deshalb, weil ich, wie ich gerne betonte, die Geschichte am liebsten vor ihnen ausbreitete. Das ist vielleicht nicht die beste, aber auch nicht die schlechteste Motivation, um diesen Beruf auszuüben.

Wenn ich es rückblickend betrachte, haben meine Exfrau Phoebé und ich eigentlich eher durch Zufall geheiratet. Wir hatten uns an der Universität kennengelernt, ich war damals Assistent, und sie studierte noch. Ich war gut fünfzehn Jahre älter als sie. Nach unserer Hochzeit kehrte Phoebé der Uni schon bald den Rücken. Bruno wurde geboren, und Phoebé hegte nicht dieselbe Leidenschaft für die Muse Clio wie ich. Sie fühlte sich eher von der Muse Terpsichore angezogen und

liebte es, sich zu bewegen und zu tanzen ... Sportlich, wie sie war, hatte sie ein Fitnessstudio eröffnet. Sie blühte auf, wenn sie ein Grüppchen Frauen mit Body, Turnschuhen und Stirnband herumscheuchen durfte, die den Blick nicht von ihr wandten und ihr Schweiß und Muskelkater zum Opfer brachten.

Schon nach wenigen Jahren fühlten wir uns einander entfremdet. Wir tauschten uns nur noch über Alltägliches aus. Ob irgendwelche Vorräte im Haushalt zu Ende gingen, Öl oder Kakao etwa, oder wenn die Überweisung der Grundsteuer errate anstand. Im Grunde hatten wir nur eins gemeinsam, unseren Sohn Bruno. Das war viel und wenig zugleich. Es war für sich genommen viel für jeden von uns, reichte aber nicht aus, um unsere Verbindung dauerhaft zu festigen. Zusammen mit einem Irischen Setter und einer riesigen Katze mit seltsam schmutzigbraunem Pelz bewohnten wir ein kleines Einfamilienhaus in einem ruhigen Vorort. Der Hund hörte, sofern es ihm gerade passte, auf den Namen Jingle-Bell. Die Katze nannten wir wegen ihres Fells Brownie. Wir hätten also glücklich und zufrieden sein können in unserem Kalksteinhaus. Bruno war übrigens durchaus glücklich, und seine Eltern hätten die Behauptung, sie seien unglücklich, damals weit von sich gewiesen ... Im Nachhinein habe ich das Gefühl, mich im Grunde nie richtig mit der Vorstellung auseinandergesetzt zu haben, was Glück eigentlich ist. Ich arbeitete bis zum Umfallen an meiner Doktorarbeit. Und Phoebé widmete sich voll und ganz ihrem Fitnessklub. Während die Tage vergingen, ohne dass wir dessen gewahr wurden, begann unsere Beziehung allmählich zu bröckeln. Phoebé merkte es als Erste. Als sie mir von sich aus erzählte, sie habe einen Geliebten, litt ich allerdings nicht so sehr, dass ich einen Krieg zu ihrer Rückeroberung angezettelt hätte. Die Zeit, da Eltern lieber zusammenblieben und auf ihr persönliches Glück verzichteten, um ihrer Nachkommenschaft ein trautes Familienleben

vorzuspielen, war schon lang vorbei. Bruno war nicht das einzige Scheidungskind auf der Welt. Nein, es gab unzählige, und keines war bisher daran gestorben.

Wir hatten uns in gegenseitigem Einvernehmen getrennt. Phobé hatte unser eheliches Heim verlassen und die ganze Schuld auf sich genommen. Da wir Gütertrennung hatten, kam es auch hier zu keinem Konflikt, denn wir besaßen fast nichts gemeinsam. Das Haus, in dem wir wohnten, hatte ich von meinen Eltern geerbt. Jeder von uns hatte sein eigenes Auto. Das Einzige, worum wir hätten streiten können, war das Sorgerecht für Bruno. Doch da sie sich ihrer Schuld bewusst war, hatte Phobé sich hier verständig gezeigt. Wir lebten also in schönster Harmonie und so nahe beieinander, dass Phobé Bruno jedes zweite Wochenende zu sich nehmen konnte. Ihr neuer Lebensgefährte, ein junger Bankangestellter, spielte sich auch nicht als Stiefvater auf.

Ich hatte meinen Sohn, den Hund und die Katze, meine Bücher, meine Studenten. Ich war nicht unglücklich, nur ein wenig zögerlich. Mit meinen fünfzig Jahren wollte ich nicht unbedingt ein neues Leben anfangen. Fleischliche Begierden, denen ich früher in normalem Ausmaß nachgegeben hatte, lockten mich mittlerweile nicht mehr allzu sehr. Freilich war auch ich nicht blind für die Reize einiger meiner Studentinnen. Aus Erfahrung wusste ich, dass man mit der Stellung und dem Prestige eines Professors ganz schön Eindruck schinden konnte. Trotzdem sah ich wohlweislich davon ab, mich erneut auf eine derartige Beziehung einzulassen. Obwohl das prinzipiell weiterhin möglich blieb, hatte ich meiner Ansicht nach die Vorzüge bereits genossen, aber auch die Nachteile zu spüren bekommen. Und so betrachtete ich heimlich, aber fast ohne einen Anflug von Verlangen die Figur der einen oder den Gang einer anderen. Natürlich konnte ich nicht umhin, die Marilyn von Bassompierre, meinem Nachbarn, zu bewundern. Wie eine Königin schritt sie mit ihrem geflochtenen

Korb am Arm umher. Wenn das Wetter es gestattete, trug sie hohe Absätze und das weiße Kleid, das Norma Jeane Baker auf einem indiskreten Lüftungsschacht zur Legende werden ließ. Bassompierre, Notar im Ruhestand, war viel älter und klappriger als ich. »Könnte ich doch eigentlich auch...«, dachte ich mir manchmal. Diese Begegnungen riefen hartnäckige Fantasien bei mir hervor. Doch abgesehen von moralischen Bedenken brachten sie der Gedanke an die Kosten und vor allem die Schwierigkeiten bei ihrer Umsetzung rasch zum Verschwinden.

Ich mochte meinen Vorort und meine Straße. Sie war genauso, wie ich mir die Straße, in der ich wohnen wollte, vorstellte. Sie war nicht allzu belebt, meist lag sie ganz friedlich da, bescheidene Einfamilienhäuser duckten sich auf grünen Rasenflächen hinter Mäuerchen mit Gitterzäunen, die im Laufe vieler sonniger Wochenenden gestrichen worden waren. Ich war aus tiefstem Herzen Vorortbewohner. Diese Art zu wohnen passte bestens zu mir, so wie mein alter Handschuh, der schon etwas ausgeleiert ist und sich an jede Bewegung anschmiegt. Ich zog ihn immer gerne an, wenn ich an den Tagen, an denen ich in Paris unterrichtete, am Bahnhof aus dem Zug stieg. Der ziemlich lange Weg bis zu meinem Haus machte mir nichts aus, auch im Winter nicht. Auf dem Hinweg überlegte ich, mit welchem Scherz ich meine Zuhörer heute begrüßen würde. Auf dem Rückweg ließ ich im Geiste noch einmal meine Unterrichtsveranstaltung Revue passieren. Hatte ich genügend Überzeugung an den Tag gelegt, hatte ich meine Studenten auch nicht gelangweilt? Hatte ich die Mechanismen, die Europa und damit die Welt vor einem Jahrhundert nicht an den Rand, sondern mitten in den Abgrund hineingeführt hatten, deutlich genug dargestellt? Die tragische Vergangenheit, in der ich mich aus beruflichen Gründen suhlte, beschäftigte mich allerdings nicht den gan-

zen Tag. Da war noch Raum für angenehmere Themen. Zum Beispiel für die ersten Sommerferien, die ich mit Bruno verbringen würde, ganz allein, ohne Phoebé. Es mussten unbedingt ganz besondere Ferien werden! Momentan schien Bruno relativ gut mit den Beschwerden zurechtzukommen, die so eine Scheidung verursachte. Anfangs hatte er ein paar Tränen vergossen, als ihm aber klar wurde, dass die Trennung seiner Eltern lediglich einige kleinere Unannehmlichkeiten mit sich brachte, hatte er sich wieder gefangen.

Das gute Einvernehmen, in dem sich das Ganze vollzogen hatte, tat ein Übriges. Dennoch konnte ich nicht ausschließen, dass Bruno unterschwellig Ängste empfand, die irgendwann zu Problemen führen könnten. Ich fühlte mich schon im Voraus schuldig, obwohl ich für die Situation ja gar nicht verantwortlich war ... Das Einzige, was ich mir vorwerfen konnte, war, dass ich meine Frau hatte ziehen lassen. Um nun dem Kind die restlichen Überbleibsel einer möglichen Furcht und mir selbst jegliche Spur von Schuldbewusstsein zu nehmen, mussten diese Ferien unbedingt ganz traumhaft werden. Und zwar für beide Seiten! Ich hatte mich auch mit Phoebé darauf verständigt, dass Bruno einen fabelhaften Sommer verbringen müsse. Sowohl mit dem einen als auch mit dem anderen Elternteil sollte ein Höhepunkt dem nächsten folgen: Schwimmen, Wasserski, Reiten, Bogenschießen. Und dann, unter meiner Führung, eine ausführliche Rundreise zu den Orten der Landung der Alliierten und den Kriegsschauplätzen in der Normandie. Das war der Programmpunkt, der Bruno am meisten begeisterte. Er war in dem Alter, in dem die meisten Jungen von historischen Querelen und Auseinandersetzungen träumen, von Panzerschlachten und Luftgefechten. Diese kindische Passion verschärfte sich bei ihm noch durch das väterliche Vorbild. Schließlich verdiente ich mit den weltumspannenden Konflikten des zwanzigsten Jahrhunderts, und hier insbesondere des Zweiten Weltkriegs, meinen Lebensunterhalt.

An jenem Tag, es wurde schon Abend, ging ich die Avenue des 8. Mai 1945 entlang, der Tag steckte mir in den Knochen. Es war ein Montag. Immer wenn Bruno das Wochenende bei Phoebé verbrachte, schlief er auch von Sonntag auf Montag bei seiner Mutter. Diese fuhr ihn dann morgens zur Schule. Bruno war ein ausgezeichneter Schüler und hatte soeben die fünfte Klasse übersprungen. Und so sah ich ihn jeden zweiten Montag erst abends, wenn ich aus Paris zurückkam. Die Schule war nicht weit von uns entfernt. Bruno konnte allein nach Hause gehen. An den Tagen, an denen ich in Paris unterrichtete, bereitete ihm die Haushälterin Madame Bougrat eine Mahlzeit zu und kochte uns auch das Abendessen, das wir vor dem Fernseher verspeisten. Um nichts auf der Welt verpassten wir die Nachrichten. »Die Nachrichten«, sagte ich immer voller Überzeugung, »das ist Geschichte direkt von der Front, wie ein Rohdiamant der Ereignisse mit all ihren Irrgängen und Lügen.« Danach galt es natürlich, die Spreu vom Weizen zu trennen, zu sichten, zu dechiffrieren, auseinanderzuklamüsern. Ich hatte Brunos kritischen Geist schon früh zu schärfen versucht und war gar nicht mal unzufrieden mit dem Resultat. Für den Kleinen war es mittlerweile ein Spiel. Wenn die Staatspropaganda glasklar zutage trat, wenn ein Politiker mit niedriger Stirn oder der Sprecher einer Polizeigewerkschaft zu schamlos log, rief Bruno mit seiner Kinderstimme: »Na, das wollen wir mal sehen!« Oder er tat, als würde er in eine imaginäre Trillerpfeife blasen. Dann lachte ich anerkennend auf, indem ich den Kopf in den Nacken warf: Er hatte ein gutes Gespür, später würde er auch einen Blick dafür haben, und wer weiß, vielleicht mauserte er sich eines Tages zu einem scharfsinnigen Historiker.

Nach dem Abendessen ging ich mit Bruno die Hausaufgaben durch, dann Zähneputzen und ab ins Bett mit einem Buch. Jede Woche nahmen wir das Fernsehprogramm genau unter die Lupe. Wir markierten die »sehenswerten Sen-

dungen«, vor allem die historischen Dokumentationen. Die zeichneten wir dann auf und schauten sie uns an den Wochenenden an, die Bruno nicht bei Phoebé verbrachte.

Wenn Bruno im Bett lag und die Nase in eines der Bücher gesteckt hatte, die er bei mir aus dem Regal genommen oder heruntergeladen hatte, ging ich in mein Arbeitszimmer. Dort rackerte ich mich eine oder zwei Stunden mit meiner Sisyphusarbeit ab: der Umwandlung meiner Doktorarbeit in ein möglichst massenkompatibles Sachbuch. Dabei ging es nicht nur darum, den Text von dem für eine akademische Arbeit unerlässlichen wissenschaftlichen Beiwerk zu befreien. Mir war auch daran gelegen, die Erwartungen des modernen Lesers zu erfüllen. In Augenblicken eines regelrechten Schaffensrauschs wollte ich ein Buch kreieren, das dem rechtschaffenen Menschen des einundzwanzigsten Jahrhunderts die Augen öffnete. Wenn es den denn überhaupt noch gab!

Es war Frühling. Auf dem Nachhauseweg vergaß ich plötzlich meine Müdigkeit und bewunderte eine Glyzinie, die sich über ein altes verrostetes Gittertor rankte. Wie viel Zeit blieb ihnen wohl, der Pflanze wie dem Tor? Ein Stück weiter begeisterte mich der weiße Flieder, der sich über eine Gartenmauer reckte. Wenn es nur nach mir gegangen wäre, hätte ich diesen Sommer in meinem Vorort verbracht, vergraben in meine Bücher. Aber aus Liebe zu Bruno hatte ich beschlossen, alles zu ertragen, den schmutzigen Sand, der einen kratzte, die sengende Hitze, den verseuchten Ozean. Man konnte nicht behaupten, dass man am anderen Ende der Welt paradiesische Reinheit vorfindet. Es ist überall das Gleiche, wenn nicht sogar noch etwas schlimmer. Da konnte man ebenso gut an die Côte d'Azur fahren und sich dann wenigstens ein französisches Sommererkzem holen. Dennoch, zwischen einem harmlosen spontanen Ausschlag und einem vorprogrammierten Melanosarkom bestand ein Unterschied. Ich schwor mir, darauf zu achten, dass der Kleine sein Sonnenkapital nicht

allzu rasch aufbrauchte und sich nicht zur Unzeit in die Sonne legte. Ich hatte auch Phoebé eindringlich gebeten, darauf zu achten. Als wir noch zusammen waren, hatte sie mich im Zuge ihrer Fitnessmanie und ihres Körperkults immer dazu ermuntert, auch braun zu werden. Ich weigerte mich hartnäckig. Ich liebte den Schatten. Auch im Bett zog ich weiße Haut einem gebräunten Körper vor. Freilich musste ich da die Rechnung ohne Phoebé machen, die das ganze Jahr über auf der Sonnenbank ihres Studios brutzelte. Wenn ich sie umarmte, war sie niemals milchweiß, sondern mindestens goldbraun, meistens jedoch kupferfarben, wenn nicht gar rabenschwarz. Und heute? Fehlanzeige. Weder braune noch elfenbeinfarbene Haut, höchstens mal Marilyns blendend weiße Wade oder Arme, die zufällig mein Gesichtsfeld kreuzten. Ich glaube, ich beehrte sie. Wenn ich sie sah, leuchtete tief in meinem Inneren ein schwaches Lämpchen auf, in einem völlig stillgelegten Bereich meines Seins. Meine Gefühle gegenüber ihrem Besitzer Bassompierre waren weitaus intensiver. Bei seinem Anblick schwankte ich zwischen Neid und Verachtung. Neid aus Gründen, die wohl nur zu verständlich sind, und Verachtung, weil das, was Bassompierre tat, verwerflich war. Legal zwar, aber verwerflich, und so fühlte ich mich plötzlich schuldig, weil ich Bassompierre einerseits beneidete, andererseits aber auch verachtete.

Während ich über all das beim Gehen grübelte, überfiel mich dieses Schuldgefühl ganz besonders heftig. Ich stieß einen Seufzer aus. Was konnte ich denn dafür!?

Ich tastete in meiner Hosentasche nach den Schlüsseln. Uff, da waren sie ja! Dabei brauchte ich sie eigentlich nicht, denn Bruno sollte ja zu Hause sein. Doch so war es nun einmal, ständig war ich besorgt. Wie oft ich fürchtete, meine Schlüssel zu verlieren! Als Kind war mir das auch häufig passiert. Als ich dann größer wurde, verlor ich sie immer seltener, irgendwann dann gar nicht mehr. Was nicht bedeutete,

dass ich mir keine Sorgen deswegen machte. Während ich nämlich nach den Schlüsseln in meiner Hosentasche tastete, fragte ich mich, ob Bruno überhaupt zu Hause war, vielleicht hatte man ihn entführt, oder er hatte einen Unfall gehabt und war von einem Elektroauto überfahren worden. Die hatte man zwar aus Sicherheitsgründen mit allen möglichen Raseln ausgestattet, aber es gab noch alte Modelle, die kein Geräusch verursachten. Ich zwang mich zur Vernunft. *Hör auf mit dem Quatsch, und außerdem: Wenn man ans Unglück denkt, tritt es ganz bestimmt nicht ein.* Das ist wahr, sagte ich zu mir selbst, wenn ich mir in dem Augenblick, in dem ich ins Auto steige, vorstelle, ich hätte einen Unfall, dann habe ich bestimmt keinen. Das wäre ein großer Zufall, wie eine Vorahnung, und Vorahnungen gibt es nicht. Das sind Ammenmärchen, Hirngespinnste... Wenn man es recht bedachte, gab es keinen besseren Blitzableiter als die Vorstellungskraft. Stellte man sich ein schlimmes oder dramatisches Ereignis vor, bevor es möglicherweise eintrat, konnte man der unmittelbaren Zukunft ein Schnippchen schlagen. Das galt umgekehrt aber auch für glückliche Ereignisse. Stellte ich mir zum Beispiel vor, Bassompierres Marilyn würde mir bei unserer nächsten Begegnung auf der Straße zulächeln, um mich danach in das kleine Wäldchen hinter dem Supermarkt zu zerren, geschah natürlich nichts dergleichen. Daher stellte ich mir so etwas vorsichtshalber gar nicht erst vor, wenn ich in aller Unschuld aus dem Haus trat – und somit war wieder alles möglich.

Läuft in den Köpfen anderer Menschen eigentlich derselbe Film ab? Erzählen sie sich die ganze Zeit Unsinn, um einander Angst zu machen oder sich gegenseitig aufzuheitern? Die Staatschefs, die Entscheider in den Banken, Pferdemetzger, Bauarbeiter am Straßenrand, alle? Wenn das der Fall ist, dann gleichen sich wirklich alle auf allen Breitengraden – dann ist die Menschheit wirklich ein Haufen Einfaltspinsel!

Ich stieß die kleine Gartentür auf. Ich müsste mal wieder

die Hecke schneiden und mich um meine Rosen kümmern ... Ich schritt über die Bodenplatten auf die Vortreppe zu und stieg die sechs Stufen empor. Vor der Tür hielt ich unbewusst inne. Was, wenn die Tür nun doch zweimal abgeschlossen war? Wenn Bruno nicht nach Hause gekommen war? Also bitte! Ich hatte doch die Hypothese, dass ein Unglück geschehen sein könnte, bereits weggehext, indem ich es ausgesprochen hatte! Ich drehte den großen, sechseckigen Messingknopf. Sanft schwang die Tür auf. Ich trat ein und rief im Flur: »Bruno, bist du da?« Aus dem Wohnzimmer war seine helle Kinderstimme zu vernehmen: »Ja, Papa!«

## 2

Bruno lag, wie so oft, wenn ich nach Hause kam, auf dem Teppich, zu Füßen meines Lieblingsplätzchens. Das war ein riesiger Klubsessel aus blassgelbem Leder, eine Antiquität, Mitte zwanzigstes Jahrhundert, perfekt erhalten. Ich liebte ihn sehr. Nirgendwo las ich lieber. Zum Glück respektierte Brownie ihn und wetzte ihre Krallen nicht daran ab. Für Bruno war er ein Heiligtum: Er war der väterliche Thron. Eines Tages würde er ihn erben, das wusste er, und konnte dann nach Herzenslust darin lesen. In Erwartung dieses Tages verzichtete er darauf, ihn in Beschlag zu nehmen, selbst in meiner Abwesenheit. Für ihn war ein kleines Sesselchen mit geblütem Stoffbezug bestimmt, das daneben stand. Er benutzte es jedoch kaum und zog es vor, im Bett zu lesen oder, noch lieber, auf der Erde kauend, wenn nicht gar auf Knie und Ellbogen gestützt, die Hände unterm Kinn. Um sich zu entspannen, beugte er sich manchmal noch ein Stück weiter nach vorn, bis er mit der Stirn den Boden berührte wie ein Moslem beim Gebet. In dieser Positur fand ich ihn, als ich das Zimmer betrat. Doch Bruno war nicht allein, mein Sessel war belegt.

Jemand, ein Unbekannter, hatte darin Platz genommen. Aber eigentlich war das kein Unbekannter. In meinem Historiker-Unterbewusstsein schrillte eine Alarmglocke. Diesen Unbekannten kannte ich nur zu gut. Ich hatte seine Gesichtszüge so oft studiert, während ich meine Doktorarbeit schrieb, und tat es gerade wieder, während ich sie überarbeitete ... Natürlich trug der Mann nicht die Uniform, in der er sonst

meistens dargestellt wurde. Er hatte grobe Wollsocken und derbe Wanderschuhe an, darüber eine waschechte Lederhose samt Hosenträgern, mit Edelweiß und Eichenlaub verziert, und dazu einen dicken Wollpullover, ganz ohne irgendein Abzeichen oder eine Armbinde. Eines der beiden Charakteristika seines Gesichts, das seinerzeit die Bewunderung der einen, den Spott der anderen und schließlich den Abscheu aller hervorgerufen hatte, war deutlich zu sehen. Das zweite Merkmal fehlte allerdings, und das ließ mich an seiner Identität zweifeln: Die Haartolle hing ihm in die Stirn, doch das kleine, zweigeteilte quadratische Bärtchen, das zwischen Nasenlöchern und Mund wie eine doppelte Rotzspur klebte – es fehlte. Und doch war er es, wenngleich es sich um ein Ding der Unmöglichkeit handelte. Nachdem ich den ersten Moment des Staunens überwunden hatte, fing ich mich wieder: Die Biotechnologie machte so etwas sehr wohl möglich. Ich wusste es ja aus einschlägigen Quellen, ich war kein Opfer einer Halluzination geworden, und mit einem Gespenst hatte ich es auch nicht zu tun. Das Wesen, das da in meinem Sessel saß, gab es leibhaftig. Die einzige Frage, die sich stellte, war die, was es da wohl tat und wie es hereingekommen war. Denn abgesehen davon: Ein Klon war ein Klon, auch wenn das hier ein sehr spezieller war, und damit hatte es sich. Klone sah man im Fernsehen, im Kino, man begegnete ihnen hier und da, im Vorortzug, in irgendwelchen Geschäften, auf der Straße. Na, und was war Bassompierres Marilyn denn sonst!

Als ich eintrat, blickte der Klon in meine Richtung, ohne jedes Anzeichen von Neugierde. Er saß ziemlich aufrecht, die Hände lagen auf den Armlehnen, die Beine waren eng angewinkelt. Er presste die knöchigen Knie aneinander, die nackt zwischen den Hosenbeinen und den Wollstrümpfen hervorguckten. Er hielt meinem Blick stand, aber ohne dreist zu wirken. Ehrlich gesagt drückten seine Augen gar nichts aus. Sie schienen lediglich zu registrieren, was sich um ihn herum ab-

spielte, ohne eine Wertung vorzunehmen oder einen Kommentar abzugeben. Er war schätzungsweise fünfunddreißig Jahre alt: Hitler zur Zeit des missglückten Putschversuchs von 1923, der Angeklagte, der seine Richter zum Narren hielt und seinen Prozess in ein Tribunal verwandelte, der Gefangene von Landsberg am Lech, der seine Haft dazu nutzte, *Mein Kampf* zu schreiben. Ich fand es erstaunlich, dass er keinen Schnurrbart trug. Nein, ich konnte noch so lange überlegen, den Führer ohne Bärtchen gab es auf keinem Foto, zumindest auf keinem offiziellen. Ich hatte wohl das eine oder andere im Internet gesehen, als Gag, und war schon damals erschüttert. Auf einigen dieser Fotos glich der kahle Hitler sich selbst: Er sah noch schlimmer aus, noch eiskälter, noch unerbittlicher! Ich betrachtete den scheinheilig vor mir Sitzenden und versuchte mir den Eindruck granitener Härte ins Gedächtnis zu rufen, jener mörderischen Entschlossenheit, die mich auf den retuschierten Fotos angesprungen hatte. Vergebens. Sein Blick war leblos.

Natürlich war das Alter, das ich dem Besitzer dieses toten Blicks zuschrieb, nur fingiert. Mir war bewusst, dass die im Reagenzglas gezeugten Klone gleich nach ihrer Geburt in Kindergärten aufwuchsen und mit Beginn ihres achten Lebensjahrs in einem Becken einem beschleunigten Wachstumsprozess ausgesetzt waren. Dieser Prozess wurde drei Jahre lang unterbrochen, damit sich Knochen und Muskeln festigen konnten. Nach dieser erzieherischen und sportlichen Pause setzte dann erneut der künstliche Alterungsprozess ein. Hatten sie das für das jeweilige Modell gewünschte Alter erreicht, kamen sie offiziell in den Handel, und ihr biologisches Programm lief ab. Die Mängel, die die ersten Tierklone Ende des vorigen Jahrhunderts aufwiesen, hatte man in den Griff bekommen. Heute waren fast alle Klone lebensfähig, und eine durchschnittliche Lebenserwartung, angelehnt an das Vorbild des jeweiligen Produkts, wurde garantiert.

Jedenfalls fand sich das Wesen, das da in meinem Lieblingssessel hockte, auf der Liste der historischen Persönlichkeiten, deren Reproduktion seit Neuestem streng verboten war. Erst vor Kurzem hatte ich einen Artikel zu dem Thema gelesen. Es war eine Verordnung in Kraft getreten, der zufolge Fabrikanten die betreffenden Modelle, die bereits auf dem Markt waren, wieder zurückrufen mussten. Der Autor des Artikels schätzte, dass zum Zeitpunkt des Verbots etwa ein Dutzend Klone von Adolf Hitler im Umlauf waren. Vielleicht war einer von diesen dem Rückruf entgangen. Und nun saß er da vor mir.

Bruno sah von seinem Buch zu mir auf. Ein Lächeln umspielte seine Lippen, erwartungsvoll schaute er mich an. In seinem Blick lag sogar so etwas wie Jubel. Er hatte jede Menge Bücher und Zeitschriften mit entsprechenden Fotos gelesen, sodass er mit Sicherheit wusste, wen er da vor sich hatte – Bärtchen hin oder her. Voller Begeisterung schien er mir zuzurufen zu wollen: »Hast du gesehen, wer hier ist? Da bist du platt, gib's zu!«

Geplättet, das war ich, doch nicht nur das: Geplättet, gespannt und auch verärgert. Adolf Hitler hatte mich während meiner Doktorarbeit bis in meine Träume verfolgt. Im Grunde war ich nicht zuletzt seinetwegen Historiker geworden. Durch ihn hatte die Geschichte einen anderen Sinn und wohl auch einen anderen Charakter bekommen. Sie hatte sich zum Albtraum gewandelt, aus dem die Menschheit erst allmählich erwachte. Daher ließ mich dieses unerwartete Tête-à-Tête nicht gleichgültig, auch wenn ich mir sehr wohl bewusst war, dass sich nichts Besonderes daraus ergeben konnte. Der Klon überbrachte keine Botschaft, er hatte nichts zu enthüllen, war lediglich eine Erscheinung ohne Gedächtnis. Im Grunde würde er mir nur ... jede Menge Scherereien bereiten. Er war verboten, es durfte ihn nicht geben. Der Handel mit ihm, sein Besitz, ja bereits seine Anwesenheit in einem Privathaushalt, all das war ja nun rechtswidrig.

Er war nicht automatisch aufgestanden, als ich hereinkam. Was genau brachte man den Klonen eigentlich bei, bevor man sie auf die Menschheit losließ? »Respekt«, hieß es, aber Respekt wovor? Gehorsam, aber wem gegenüber? Viel wusste ich nicht über Klone, stellte ich fest. In der Werbung wurde ihre Sanftheit angepriesen. Man konnte sie ohne Bedenken kaufen, sie täten keiner Fliege etwas zuleide. Unfälle waren nur ganz wenige publik geworden. Doch was verbarg sich hinter diesen »Unfällen«? Wenn es sich dabei um kaltblütigen Mord oder um ein blindes Gemetzel handelte, war das ja nicht gerade eine Beruhigung ... Na, na! Was auch der Grund für die Anwesenheit dieses Exemplars sein mochte, ich musste ihm gegenüber meinen Status als echter, nicht-geklonter Mensch geltend machen und zugleich als Hausherr auftreten. Obschon sich mein Puls deshalb beschleunigte, befahl ich dem Eindringling in so barschem Tonfall wie möglich, sich auszuweisen.

Er sprang auch sofort aus dem Sessel und nahm Habtachtstellung ein. »Nummer 6 der Serie Adolf Hitler, stets zu Diensten!«, rief er mit schnarrender Stimme. Sein Französisch hatte den teutonischen Akzent, den Schauspieler sich aneigneten, wenn sie deutsche Soldaten in den Filmkomödien spielten, die im vorigen Jahrhundert gleichsam als Racheakt zur großen Belustigung des Publikums gelaufen waren. Er senkte nun den Kopf und zog mit einem Finger seinen Rollkragen ein Stück herunter. Ich sah ein gutes Dutzend Buchstaben und Ziffern, die ihm am Halsansatz in die Haut eintätowiert waren, unterhalb des offiziellen Logos der Zulassungsbehörde für Klone. Was genau die Signatur bedeutet, wusste ich nicht. Doch der Anfang, A.H.6, war für mich die Bestätigung, dass das wohl tatsächlich sechste Exemplar dieser Baureihe vor mir stand. Der Klon brachte seinen Kragen wieder in Ordnung, hob den Kopf und trat drei Schritte zurück. Er verharrte in der unterwürfigen Haltung eines Dieners, der auf die Anweisungen sei-

nes Herrn wartet. Das gefiel mir schon besser! Betrug er sich so jedem »echten Menschen« gegenüber? Peinlich berührt, wandte ich mich zu meinem Sohn um.

»Bruno, kannst du mir das hier erklären...?«

Bruno schoss neben mir in die Höhe und stand nun A.H.6 gegenüber. Er ergriff meine Hand und rief voller Begeisterung: »Der ist super, oder? Mama hat ihn letzte Woche bei einer Tombola im Supermarkt gewonnen – es war der Hauptgewinn!«

»Davon hast du mir gar nichts erzählt...«

»Wir wussten ja auch nichts davon. Die Auslosung fand am Samstag statt, und Mama erfuhr es erst am Telefon, dass sie einen Klon gewonnen hatte. Wir mussten eine Adresse angeben, und jetzt ist er halt geliefert worden.«

»Hierhin? Wieso denn das, bitte schön?«

»Mama meinte, sie würde mir den Klon zum Geburtstag schenken, und deshalb wurde er eben gleich hierhergeliefert.«

»Aber... dieses Modell ist verboten! Wusste sie, um wen es sich handelt?«

»Nein, es war ein Überraschungsgewinn!«

»Und hatte er irgendwelche Dokumente bei sich?«

»Der Lieferant hat mich lediglich einen Zettel unterschreiben lassen, und das war's.«

»Und Madame Bougrat? Hat die ihn gesehen? Und nichts gesagt?«

»Sie hat nur gemeint, wenn wir den behalten, dann soll er uns wenigstens die Hecke schneiden. Sie hat gesehen, dass das ein Klon ist, aber was für einer, hat sie wohl nicht erkannt. Sie ist ja nicht besonders helle.«

Ich schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Wieder mal ein Beweis für die bodenlose Dummheit der Haushälterin und Phoebés erschreckende Gleichgültigkeit. Und diese Leute im Supermarkt, die einem so mir nichts, dir nichts einen Klon